

Andrea van Schwarzenberg

Lilith Fortune
und der Aufstand der Vampire

VAMPIRROMAN

www.schenkbuchverlag.de
www.schenkverlag.com
www.schenkverlag.eu

Andrea van Schwarzenberg

**LILITH FORTUNE
UND DER AUFSTAND DER VAMPIRE**



SCHENK VERLAG

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliographie;
detaillierte bibliographische Daten sind im Internet
über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-939337-76-8

© Schenk Verlag GmbH, Passau, 2010

Umschlaggestaltung: Gabriella Barta

Foto: © Coka - Fotolia.com

Satz: Tibor Stubnya

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlags unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und
Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Hungary

1. Kapitel

Es geschah in jener Stunde zwischen Tag und Nacht, in der die Finsternis aus den Seelen der Menschen und aus den Fensterhöhlen ihrer Häuser kriecht und sich am Horizont sammelt, um das frühe Grau des heraufdämmernden Tages zu bekämpfen, jener Stunde, in der die Todkranken ihr Leben aushauchen, die Raubtiere der Nacht ihrem letzten Opfer auflauern, die Diebe ihre Beute heimtragen und böse Wünsche Wahrheit werden. Von den Höhen des Bergischen Landes blies der letzte Herbststurm in die dichten Nebel, die der plötzliche Wetterumschwung in der Kölner Bucht aus dem feuchten Boden hatte wachsen lassen. Es war der dichteste Nebel dieses Jahres, und die kalten Fallwinde, die von den Höhen rings um Bensberg in ihn hinabstießen, vermochten nur wenig Bewegung in die schweren, nassen Schwaden zu bringen.

Der Penner, der sich im Futterhaus der Wapitihirsche des Kölner Zoos aus Heu eine warme Höhle gebaut hatte, tastete nach seiner Plastiktüte, holte aus ihr eine halb gefüllte Flasche Rotwein hervor und trank sie bis zum Bodensatz leer. Dann lauschte er eine Weile auf das schaurige Geheul, das vom nahen Wolfsgehege schallte und nicht aufhören wollte.

»Verfluchte Bestien!«, schimpfte er, taumelte auf die Beine und stieß die Tür des Futterhauses von innen auf. Der dichte Nebel sprang ihm ins Gesicht. »Gebt Ruhe!«, schrie er und torkelte ein paar Schritte voran, bis er die Leiber der Tiere als graue Schemen im dichten Nebel erkennen konnte. Die Wölfe hatten eine Reihe gebildet und schnürten ohne Unterlass am

Zaun ihres Geheges entlang, wobei sie die Köpfe in den Nacken legten und ihr schauriges Geheul ausstießen.

»Ihr sollt die Fresse halten!«, schrie der Penner, doch die grauen Schemen nahmen keinerlei Notiz von ihm. Im Gegenteil, ihr Lauf entlang des Zaunes wurde schneller und ihr Geheul schwoll unerträglich an.

»Aufhören, aufhören!«, kreischte der Penner, eine Zornesader pulsierte auf seiner Stirn und er hob die leere Rotweinflasche zum Wurf, als sich seitlich von ihm das nur noch spärlich belaubte Buschwerk teilte und eine unförmige Gestalt auf ihn zukam. Das Gesicht der Gestalt lag im Schatten einer großen, verfilzten Fellmütze. Von ihren breiten Schultern hing ein zotteliges Fell hinab, das mit vielen schwarzen, geflochtenen Schnüren, in die schwarze Glöckchen geknüpft waren, über ihrer Brust zusammengehalten wurde.

»Komm mir nicht zu nahe, du Komiker!«, kreischte der Penner und fasste den Hals der leeren Rotweinflasche noch fester, wobei er langsam in Richtung der Futterhütte zurückwich. Doch die Gestalt ließ sich von seiner Drohung nicht aufhalten. Auf ihren krummen, dünnen Säbelbeinen stakete sie immer näher, bis der Penner in ihr von Runzeln übersätes Gesicht starrte. Als ihn der Blick aus den tief liegenden, rot glühenden Augen traf, erschrak der Penner bis ins Mark. Er hatte in das Auge eines Teufels geschaut. In einer letzten Willensanstrengung hob er die leere Rotweinflasche und hämmerte sie dem gespenstischen Wesen auf die Fellmütze, auf der sie klirrend zerbarst.

Als die Glassplitter zu Boden fielen, setzte das Geheul der Wölfe schlagartig aus. Die Gestalt verzog ihr Gesicht zu einem schaurigen Grinsen, wobei sich die Runzeln in ihrem Gesicht wie die Schuppen einer Schlange übereinander schoben und sich die ledrigen Lefzen hoben und ein gewaltiges Gebiss aufblitzen ließen. Als die Gestalt es in den schmutzigen Hals des Penners grub, stimmten die Wölfe ihren unheimlichen Gesang

erneut an. Sie hatten ihren Lauf beendet und sich hinter dem Zaun zu einem zuckenden, japsenden Knäuel zusammengedrängt. Dort warteten sie jaulend ab, bis die Gestalt ihr blutiges Werk vollendet hatte und der leblose Leib des Penners vor ihr zu Boden sank.

Die Gestalt wandte sich den Wölfen zu, wischte mit einem Zipfel des Fellumhangs über ihren blutverschmierten Mund, rülpste und gebot mit einer Armbewegung den Tieren Schweigen. Sofort verstummte das Geheul. Dann stakste die unförmige Gestalt auf ihren krummen Beinen an den Zaun heran, fasste mit ihren gekrümmten, von Gichtknoten geschundenen Fingern in die dicken, doppelten Maschen und zerriss den Sicherheitszaun, als sei er aus Papier. Die Wölfe schlüpfen einer nach dem anderen durch den Riss und begannen, knurrend und jaulend den Leichnam des Penners zu umkreisen.

Die unförmige Gestalt hob witternd den Kopf in den Wind, der vom nahen Fluss etwas Bewegung in den dichten Nebel brachte, dann klopfte sie mit den gichtknotigen Händen dumpf auf ihren Bauch. Die Wölfe sprangen vor und rissen blutige Fetzen aus dem Leichnam des Penners und schlangen sie hastig hinab.

Sekunden später stieß die Gestalt einen hohlen Pfiff aus, die Wölfe ließen von ihrem blutigen Werk ab und folgten ihr zum Nebenausgang des Zoos, dessen schmiedeeisernes Tor schief in den Angeln hing. Mit einem Tritt öffnete die Gestalt das Tor und fiel, kaum auf der Straße, in einen schnellen Trab. Die Wölfe bildeten eine Reihe und folgten ihr durch die dichten Nebelschwaden.

Ali hatte extrem behaarte Unterarme. Er hatte schon vor Jahren aufgehört, sie zu rasieren, denn das Rasieren machte den Bewuchs nur noch schlimmer. Er hatte am Automaten des Paketverteilcenters in einer der Seitenstraßen hinter dem Bahnhof einen Becher Kaffee gezogen, ein paar Schlucke getrunken

und den halb gefüllten Becher in die Halterung neben dem Armaturenbrett gestellt. Er würde den Rest trinken, wenn er die Höhen hinter Bensberg erreicht hatte. Dort würde der dichte Nebel, der sich jetzt über dem Rhein zusammenballte, aufreißen.

Er bog mit seinem Lieferwagen von der Rheinuferstraße auf die Auffahrt zur Zoobrücke und schaltete Nebelscheinwerfer und Nebelschlussleuchte ein, trotzdem konnte er kaum zwanzig Meter weit sehen. Er wechselte von der rechten auf die mittlere Fahrspur, um nicht auf einen Wagen aufzufahren, der dort wegen der schlechten Sicht im Schritttempo rollte. Ali fuhr diese Strecke seit fünf Jahren sechs Mal in der Woche und kannte jeden Meter. Er hätte sie auch mit geschlossenen Augen fahren können. Und Ali hatte seine Zeitvorgabe, in der Nebel nicht vorkam. Wenn er den Zeitplan nicht einhielt, würde er zu spät zum Billard kommen, und Billard war seine große Leidenschaft. Den schmalen Lederkoffer mit seinem Queue und seinen eigenen Kugeln darin hatte er neben sich auf den Beifahrersitz gelegt.

Jetzt hatte er den Rhein überquert und die Messeabfahrten passiert. Hier war viel Bewegung im Nebel, der Wind schob fahle, dichte Schwaden übereinander. Aber da war noch mehr Bewegung.

Ali kniff die Augen zusammen und trat auf die Bremse. Täuschten ihn seine Sinne? Was war das, das in breiter Front auf ihn zukam? Er blendete die Scheinwerfer voll auf. Ihr Licht reflektierte gelbe Augenpaare, viele Augenpaare, die vor ihm aus den Nebeln drangen. Dann konnte er die Leiber der Wölfe erkennen, die in breiter Front auf ihn zurannten. Es waren mehr als hundert Wölfe.

Ali wusste, dass er sich nicht täuschte. Er hatte im gebirgigen Grenzgebiet zu Griechenland seine Kindheit verbracht und sein Vater und dessen Brüder hatten auf Wölfe Jagd gemacht. Er drückte auf die Hupe, doch der gellende Ton irritierte die

Tiere nicht. Sie waren nun kaum mehr als zehn Meter von ihm entfernt und ließen keine Lücke auf den drei Fahrspuren.

Ali trat das Gaspedal bis zum Anschlag durch. Jetzt nur nicht stehen bleiben! Die ersten Wolfsleiber prallten gegen den Kühlergrill des Lieferwagens, Blut spritzte auf die Windschutzscheibe, hinter ihm purzelten im Laderaum aufgestapelte Pakete durcheinander, als die Räder des Lieferwagens über die Tierkadaver holpterten. Dann sah er den grauen Schatten auf die Windschutzscheibe zufliegen. Sie zerbarst mit einem lauten Knall. Ein Scherbenregen ergoss sich in den Fahrraum. Ein nasser Körper streifte Alis Gesicht, prallte gegen die Trennwand des Laderaums und fiel neben ihn auf den Beifahrersitz. Sofort erfüllte scharfer Wolfgeruch die Fahrkabine.

In diesem Moment krachte der Lieferwagen in die Leitplanke der rechten Fahrspur, schrammte ein paar Meter an ihr entlang und titschte von ihr ab, wobei die eingedrückte Beifahrertür aufsprang. Dann kam der Wagen zum Stehen.

Der kalte Wind, der immer stärker von den Höhen des Bergischen Landes blies, füllte die Fahrerkabine mit Nebelschwaden und piff an den scharfen Kanten der Glaszacken, die rings um die Fensterdichtung stehen geblieben waren. Ali sah aus schreckgeweiteten Augen auf den zuckenden Leib des mächtigen Wolfes, auf dessen Rücken ein breiter Riss klaffte, aus dem Blut quoll und den Beifahrersitz nässte. Als seine Hand vorzuckte, um den Sicherheitsgurt aus dem Schloss zu lösen, warf der Wolf den Kopf herum, bleckte sein gewaltiges Gebiss und schnappte nach Alis Hand, bekam aber nur den Jackenärmel zu fassen und zerfetzte ihn. Beim Anblick des dichten Wolfsfells, das Alis Unterarm bedeckte, stutzte der Wolf. Dieser Augenblick genügte Ali. Er packte den Wolf mit beiden Händen um die Gurgel und schleuderte ihn aus der Fahrkabine. Dabei sprangen die Schnappverschlüsse des schmalen Lederkoffers auf, den der Wolf mit seinem Leib bedeckt hatte.

Ali löste den Sicherheitsgurt aus dem Schloss, als er ein lautes Kratzen vernahm, das die Krallen eines Wolfes auf dem Blech der Kühlerhaube verursachten. Dann streckte ein Wolf seinen Kopf durch den leeren Rahmen der Windschutzscheibe, er roch den fauligen Atem, der aus dem weit aufgerissenen Maul drang, das in Richtung seiner Kehle schnappte. Ali pendelte den Kopf nach rechts, die gewaltigen Kiefer des Wolfes verfehlten ihn. Alis Hand griff in den schmalen Lederkoffer, bekam eine der Billardkugeln zu fassen, und als das weit aufgerissene Maul des Wolfes vor seinem Gesicht erneut auftauchte, stopfte er dem Wolf die Billardkugel tief in den Rachen.

Das Tier stieß würgende Geräusche aus und schlackerte den Kopf wild hin und her. Ali bekam ihn am Hals zu fassen und schleuderte ihn durch die Beifahrertür aus der Fahrskabine. Draußen prallte der Wolf mit dem Kopf gegen die Leitplanke und blieb besinnungslos liegen.

Dem nächsten Wolf, der durch die Beifahrertür einzudringen versuchte, rammte Ali das Billardqueue in den Rachen. Der Wolf ließ von ihm ab. Es musste ein Nachzügler gewesen sein, denn im Rückspiegel beobachtete Ali, wie die Leiber der letzten Bestien in den Nebeln verschwanden.

Der dichte Nebel stand bewegungslos in den Straßen und Gassen der Südstadt. Die Kaltluft, die von den Höhen des Bergischen Landes hinabgeweht worden war, kam zum Stillstand und drückte die Nebelschwaden immer dichter an den Boden. Da und dort ragten ein Kirchturm oder ein Hausgiebel aus dem dichten Nebel. Im Osten schimmerte das erste fahle Licht des heraufdämmernden Tages durch den Nebel.

Der schwarze Van hielt vor der schmalen Durchfahrt, die auf den Hinterhof des Bürgerhauses aus der Gründerzeit führte, die Scheinwerfer wurden ausgeschaltet. Lilith Fortune, in einen schwarzen Ledermantel gehüllt, stülpte das Nachtsichtgerät über und beobachtete eine Weile aufmerksam die Um-

gebung. Sie glaubte, am Fenster im obersten Stockwerk eines Nachbarhauses eine Bewegung bemerkt zu haben. Sie griff zu der Waffe, die griffbereit in ihrem schwarzen Rucksack lag, steckte sie dann aber zurück, denn es war nur eine Krähe, die sich vom Fensterbrett schwang und mit trägem Flügelschlag im Nebel verschwand.

Lilith seufzte auf, doch das bedrückende Gefühl tiefer Unsicherheit, das sie in den letzten Tagen immer dann beschlich, wenn sie nach Hause zurückkehrte, wollte nicht weichen. Begonnen hatte es, als sie vor genau einer Woche morgens das Haus verließ und die gehäutete Katze entdeckte, die man in der Nacht, die Vorderpfoten gekreuzt, an die Haustür genagelt hatte. Als sie Jeremias, ihren Vater, weckte, der erst vor einer Stunde von einem Einsatz der Jäger der Nacht heimgekehrt war, stieß er einen leisen Fluch aus. Er streifte sich Handschuhe über, löste mit einer Zange die rostigen Nägel aus der gehäuteten Katze und wälzte sie auf dem gepflasterten Boden auf den Rücken. Auf ihrem Bauch war ein Siegel eingebrennt. Es stellte eine Kreuzspinne in ihrem Netz dar.

»Das Zeichen der rumänischen Vampirhexe!«, sagte ihr Vater. Als sich Lilith zu dem Kadaver vorbeugen wollte, riss er seine Tochter zurück. In diesem Moment platzte die Bauchdecke des Kadavers auf und eine ätzende Brühe spritzte in einer Fontäne meterhoch auf. »Ins Haus!«, schrie Jeremias und riss seine Tochter mit sich.

Im Hausflur rannte er unter den Treppenaufgang und zertrte einen Sack schwarzen Torf und eine kurze, breite Handschaufel hervor. Er füllte die breite Schaufel mit schwarzem Torf, der durchsetzt mit allerlei Knochensplintern war, öffnete die Haustür einen Spalt und warf die Ladung Torf über den Tierkadaver. Er ließ Schaufel auf Schaufel folgen, bis die bläulichen Flammen, die aus dem Torf zuckten, erstickt waren. Dann half Lilith ihm, aus dem Keller einen großen Bleikasten mit verschraubbarem Deckel und eine Schaufel aus gehärtetem Silber

in den Innenhof zu tragen. Mit Hilfe der silbernen Schaufel füllte Jeremias den dampfenden Torf in den Bleikasten. Der Katzenkadaver hatte sich durch das Pflaster gebrannt. Jeremias Fortune achtete darauf, dass er keine Aschenkrume des verbrannten Kadavers übersah. Zum Schluss warf er die silberne Schaufel in den Bleikasten, schraubte den Deckel zu, und Lilith half ihm, den schweren Behälter in den schwarzen Van zu laden. Sie warfen den Bleisarg in den Gremberger Baggersee, auf den sie mit einem Kahn des Angelvereins hinausgefahren waren.

Als Lilith Fortune mit ihrem Vater nach Hause zurückkehrte, erkannte sie an dem geheimen Zeichen am Fenster des ein paar Meter nach hinten versetzten Mittelhauses, dass Frederic von seiner Reise zurückgekehrt war. Zusammen mit ihrem Vater suchte sie ihn sofort auf, sank ihm in die Arme und berichtete ihm von dem furchtbaren Zeichen, das die rumänische Vampirhexe an ihrer Haustür fixiert hatte.

»Unser Aufenthaltsort ist entdeckt«, meinte Jeremias Fortune. »Ich bereite alles für unseren Umzug in ein neues Versteck vor. Was hältst du von Südfrankreich, Frederic?«

Frederic schüttelte den Kopf. »Geht, wenn ihr denkt, dass ihr hier nicht mehr sicher seid. Ich habe für nächste Woche die Fürsten aller Vampirclans, die mir folgen, zu einer Versammlung nach Köln einberufen. Solange werde ich bleiben.«

»Ohne dich gehe ich nicht«, meinte Lilith. »Außerdem habe ich endlich die Schriften in der Kölner Universitätsbibliothek aufgespürt, nach denen ich so lange gesucht habe und von denen ich mir Aufschluss über eines der größten Geheimnisse der Vampire erhoffe.«

Jeremias wiegte zweifelnd den Kopf. Schließlich ließ er sich erweichen. »Nun gut, zehn Tage noch! Aber verlasst das Haus nicht ohne eure Waffen und seid stets auf der Hut vor einem Angriff. Ich lasse unseren Aufenthaltsort Tag und Nacht von einem Doppelposten der Jäger der Nacht bewachen. Ihr er-

kennt meine Männer an den schmalen, blauen Streifen auf den Schultern ihrer Jacken.«

An all das dachte Lilith Fortune, als sie die Türen des Vans verriegelte und, die Hand an der Waffe in ihrem Rucksack, den sie unter den Arm geklemmt hatte, durch den schmalen Durchlass auf den Innenhof zuing. Im dichten Nebel, der den Innenhof wie ein riesiger Wattepropfen verstopfte, glaubte sie, etwas Blaues aufblitzen zu sehen. Vielleicht war es einer der Jäger der Nacht, der den Innenhof bewachte. Leise rief Lilith Fortune das Losungswort, das für diese Nacht vereinbart worden war.

Statt einer Antwort drang von allen Seiten leises Knurren an ihre Ohren. Lilith Fortune zögerte keinen Moment, zündete die Blendgranate und rannte mit großen Sätzen durch den Korridor, den die Blendgranate in den dichten Kreis der Wölfe gesprengt hatte, und auf die Haustür zu. Das Licht der Blendgranate war so grell, dass es den dichten Nebel mühelos durchdrang und den Innenhof für einige Sekunden taghell erleuchtete. Doch es hielt nicht lange genug an, um Lilith Fortune die rettende Haustür erreichen zu lassen.

Der Kreis der Wölfe hatte sich um Lilith Fortune wieder geschlossen. Aus ihren gelben Augen schielten sie zu Lilith hinauf, die ihre Automatikwaffe aus dem Rucksack gezogen hatte und den Hebel auf Dauerfeuer stellte. Als sie sah, wie sich die Rücken der Wölfe zum Sprung krümmten, flog vom Balkon des zurückliegenden Gebäudes ein schwarzes Etwas in den Innenhof und landete neben Lilith Fortune.

Zuerst glaubte Lilith an einen weiteren Angreifer. Aber als das schwarze Wesen nach seiner Landung die lederartigen Schwingen einrollte, erkannte Lilith das Antlitz Frederics, das ihr noch bleicher als der Nebel ringsumher erschien.

»Schieß nicht auf sie, das Blei kann sowieso nichts gegen sie ausrichten«, sagte Frederic. Dann streckte er den Arm gegen die Wölfe aus und drehte sich, bis seine Finger einen

Kreis beschrieben hatten. Als er die Lippen bewegte und heisere Laute ganz tief aus seiner Kehle drangen, legten die Wölfe die Ohren flach an, pressten die Bäuche auf das kalte Pflaster des Innenhofs, schlossen die Augen und winselten. Die Laute aus Frederics Kehle klangen immer fordernder, schon sprang der größte Wolf auf und trabte durch den engen Durchlass aus dem Innenhof, ein zweiter und dritter folgten, dann gab es kein Halten mehr und die ganze Meute sprang davon.

»Wieso gehorchen dir diese Bestien?«, fragte Lilith, die unruhig versuchte, den Nebel mit Blicken zu durchdringen.

»Wölfe sind die Gefährten der Vampire«, erwiderte Frederic. »Mein Vater hielt ein Rudel in Zwingern vor den Mauern seiner Burg. Er lehrte mich ihre Sprache. Ihr Menschen brauchtet mehr als die Spanne eines Lebens, um ihr kompliziertes Kommunikationssystem zu verstehen.« Mit diesen Worten tauchte Frederic im dichten Nebel unter.

Mehr als die Spanne eines Lebens! Frederics Worte hallten in Liliths Seele wider, denn seit Monaten war sie dem Geheimnis des langen Lebens der Vampire auf der Spur und der unsichtbaren Nabelschnur, die Vampire und Jäger der Nacht miteinander verband.

Es dauerte nur ein paar Sekunden, dann trat Frederic aus dem Nebel wieder hervor. Auf seinen Armen trug er den leblosen Körper eines Jägers der Nacht.

Er trug ihn mit schnellen Schritten ins Mittelhaus und betete ihn im Untergeschoss auf einen Operationstisch, der in einem gekachelten Labor stand. Aus einem der Tiefkühlschränke nahm er Plastikbeutel mit Blut hervor und bereitete sie zur Transfusion vor.

Lilith beugte sich besorgt über den jungen Mann. Sein Gesicht war wachsbleich, jeder Tropfen Blut schien aus seinem Leib gewichen zu sein. Mit geübten Griffen setzte sie ihm eine Sauerstoffmaske auf und schaltete das Beatmungsgerät ein.

Als die ersten Blutstropfen seine Adern durchströmten, zuckte ein leichtes Flattern über seine Augenlider, die grau und rissig wie altes Pergament aussahen.

»Wird er überleben?«, fragte Lilith bang.

Frederic, der neben die beiden kleinen Wunden im Hals des Jägers der Nacht zwei Spritzen gesetzt hatte, blickte kurz auf und zeigte auf die nadelspitzen Einstiche, deren violette Ränder sich in Sekundenschnelle verbreiterten und bald den ganzen Hals bedeckten.

»Das war kein Wolf, der ihm diese Wunden beigebracht hat. Das war ein Vampir aus der Mongolei. Ich erkenne es an dem Flechtengift, das sie mit ihrem Biss auf ihr Opfer übertragen. Ich habe ihm das Gegengift aus Moos gespritzt, das nahe von isländischen Geysiren gedeiht. Jetzt können wir nur abwarten, ob es anschlägt.«

Schweigend stand Frederic, die Arme über der Brust gekreuzt, in einer Ecke des Labors. Seine Miene war kalt und abweisend, seine Augen, die so warm und freundlich blicken konnten, waren auf einen fernen Punkt gerichtet.

Lilith hörte nicht auf, die kalten Hände des jungen Jägers der Nacht zu massieren. Ab und zu warf sie einen scheuen Blick auf Frederic, der in einer anderen Welt zu weilen schien, unnahbar und abweisend, so dass man sich vor ihm fürchten konnte.

Die Lider des jungen Jägers der Nacht flatterten stärker, aus seiner Brust drangen rasselnde Geräusche, seine Gliedmaßen zuckten in schweren Krämpfen und rosa Schaum trat zwischen seinen Lippen hervor.

Plötzlich riss er die Augen weit auf, und Lilith Fortune, die sich zu dem jungen Mann gebeugt hatte, um ihm den Schaum vom Mund zu tupfen, zuckte vor seinem Blicken zurück, die das Grauen und die Qualen einer dunklen Welt widerspiegeln. Seine Hände, die alt und verbraucht aussahen, umkrampften seine Gurgel, der ein entsetzlicher Schrei entwich.

Da war Frederic heran, verschloss mit harter Hand den Mund des Jägers der Nacht und presste seinen Oberkörper auf den harten Operationstisch zurück. Der junge Mann zuckte noch einmal, dann verfiel sein Leib in eine totenähnliche Starre. Nur in seinen weit aufgerissenen Augen war noch Leben und seine Blicke sprachen von solchen Qualen, dass Lilith Fortune es nicht ertragen konnte.

»Frederic, du musst ihm helfen, sieh doch nur, wie er leidet!«

Frederic zuckte gleichmütig die Achseln. »Noch eine Ampulle Gegengift würde seine inneren Organe zersetzen«, sagte er. »Ich habe getan, was in meiner Macht steht.«

»Macht? Du hast ein verräterisches Wort gewählt, Frederic!«, entgegnete sie bitter. »Ja, schau mich nicht so spöttisch an! Dreht sich denn in jüngster Zeit nicht alles bloß um Macht? Die Vampire des Ostens wollen Macht über die Vampire des Westens gewinnen, die dir, ihrem Prinzen, folgen. Mein Vater, der Anführer der Jäger der Nacht, will endgültig die Macht über alle Vampire gewinnen. Und da zählen Opfer nicht.« Lilith zeigte anklagend auf den jungen Jäger der Nacht, dessen Augen in stummer Qual aus den Höhlen quollen. »Opfer wie dieser Mann da! Fast noch ein Kind, genau wie ich, mit Träumen und Hoffnungen, die nun dabei sind, in einem Meer der Schrecken zu ertrinken ...«

Frederic hatte sich in seinen schwarzen Umhang gewickelt, ihn schien zu frösteln. »Ja, fast noch ein Junge«, murmelte er, »und es mag sein, dass eine Seite seines Herzens voller Träume und Hoffnungen ist. Aber trotzdem hat dieses halbe Kind vorgestern Nacht keine Sekunde gezögert, drei Vampirkindern den Pfahl durch die Herzen zu stoßen, drei Wesen, die ihn mit weit aufgerissenen Augen erwartet haben, weil sie wussten, dass er ihnen den Tod bringen würde.«

Frederic schlug die Arme um den Leib, der Atem stand ihm als weißer Dunst vor den Lippen. »Die Schrecken, die du in